

niederzulegen: schwere, goldgelbe Garben, rotbackige Äpfel, braune, großmächtige Rüben und in zierlich geflochtenen Körbchen dunkelrote Trauben, vom Honerthügel gepflückt.

Die Gräfin-Mutter hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt, wischte verstohlen über ihre Augen und streichelte die Hand des Enkels, der zwischen ihr und dem Vater stand. Und sie raunte: „Nun hab' ich's fünfundvierzigmal gehört und kann mir doch nicht helfen; wenn sie die Früchte herzutragen und ihren alten Gruß so rührend singen, dann brennen mich die Augen.“

„Eine schöne Sitte,“ sprach der hagere Herr von Trimberg, der neben Michiza im Laubengange lehnte.

Michiza schwieg.

Paarweise kamen die Männer des Gaues in den Schloßhof und stellten sich in Reihen unter dem Palas auf. Die Trommeln rasselten, die Pfeifen quiekten, und nun schlugen die Männer an ihre Wehren und schrien, wie vorher die Knaben: „Heil euch, Heil!“ Aber es war nichts Rührendes in ihrem rauhen Geschrei, und trocken blieben die Augen der Gräfin-Mutter.

Da waren betagte Leute, die gebückt vor ihrer Herrschaft standen wie einst schon vor dem alten, blinden Grafen. Da waren junge Männer, die frank und frei zum Grafen und seiner Mutter emporsahen. Einer hatte den Schädel in einen uralten Eisenkübel gesteckt, ein anderer trug eine zerhauene

Lederkappe, der prangte in einem neuen Berakhauser Eisenhut; der trug den frischbemalten Schild von Castell auf dem Rücken, der hatte den Schild mit seinem eignen Wappen geziert.

Ein weißhaariger Mann trat vor die andern, die Musik verstummte, er nahm den Eisenhut vom Schädel, kratzte höfisch mit dem linken Fuß und begann: „Liebwerte Herrschaft, gnädiger Graf und Herr und alle beisammen. Wir Bauern vom ganzen Gau sind 'kommen wie alle Jahr zur Herbstzeit nach altem Brauch und — und tun euch grüßen alle beisammen und jedes für sich. Wir Bauern halten fest zur Herrschaft in Freud und Leid, darauf kann sich die Herrschaft, ja, die Herrschaft kann sich darauf verlass' —“ Er kratzte wieder höfisch mit dem Fuß und wiederholte: „Sie kann sich darauf, ja wohl, sie kann sich verlass'.“ Dann aber wandte er sich hilfesuchend zurück, mitleidig fiel einer mit Heilruf in seine Rede, und brausend erscholl der Ruf der Bauernschaft: „Heil euch, Heil!“

Mühsam erhob sich der Graf und antwortete der Rede des Schultheißen.

Droben aber neben Michiza lachte der Trimberger und raunte: „Die haben auch gerade zur rechten Zeit geschrien!“

„Und er hat's doch so gut gemeint mit dem Haus Castell, der alte Mann!“ sagte Michiza bedauernd.

„Gut gemeint mit dem Maul, das Geschmeiß, das —!“ raunte der Gast.

Da wandte Michiza das schöne Antlitz und sah ihm fest in die Augen. „So gut wie Ihr, Herr von Trimberg, am Chriakustage zu Würzburg —?“

Der Trimberger wurde dunkelrot, und stotternd fragte er: „Ich — wie meint Ihr das?“

„Aufrichtig, lieber Herr, mit Mund und Herz,“ antwortete sie und wandte sich zum Gehen. „Soll ich den kleinen Kunz als Zeugen holen?“ fragte sie über die Schulter zurück.

Er sagte kein Wort mehr; und pfeifend und quiekend fiel drunten die Musik ein.

Den Gang herunter kam ein junger, wehrhafter Bauer und machte seinen Kraxfuß vor der Gräfin Michiza. Die nickte freundlich, ging vor ihm die Freitreppe hinab in den Hof und bot ihm die Linke zum Reigentanze.

Finster blickte der unglückliche Freier in das Gemüthe der Tanzenden. Gegen Abend schon ritt er mit seinen Knechten zu Tale.

*

Um die Mitternacht stand Michiza wieder im Fenster ihres hellerleuchteten Gemaches und wartete.

Da erklang endlich wieder das leise Notenspiel im Grüber, und der geheimnisvolle Sänger begann:

Ich hatte die Ehre verloren,
ich wagte mich nimmer nach Haus —
da gab ich dem Pferde die Sporen
und ritt in die Lande hinaus.

Ich kam in die dumpfigen Städte,
ich wurde des Königs Genöß,
ich trug die klirrende Kette
als Knecht im reißigen Troß.

Ich hielt ihn vor allen verborgen,
den Namen, den adligen Stand,
ich lebte nur immer in Sorgen,
daß ich die Verlorene fand.

Und ich sah sie endlich im weiten,
im glühenden Abendrot,
und es gab ein grimmiges Reiten,
ein Reiten auf Leben und Tod.

Es wehte von ragenden Kliffen
zu Tale ihr flatternd Gewand,
mir war, als hätt' ich's ergriffen
und — ballte die leere Hand.

Sie tanzte im Scheine der Sterne,
sie glitt in den Morgen hinein,
sie rief mich in sonnige Ferne
allüberall hinter sich drein.

Dann war sie wieder entschwunden —
doch endlich im blinkenden Feld,
da hab' ich die Ehre gefunden,
da hab' ich die Ehre gestellt.

Und als am Himmelsrande
der letzte Stern erblich,
da lag ein Mann im Sande,
der wußte nichts von sich.

Aus einer tiefen Wunde
rann ihm sein rotes Blut —
und er lag doch zur Stunde
gebettet lind und gut.

Er war der Not entronnen,
er war befreit vom Bann,
er hatte die Ehre gewonnen,
er war ein geretteter Mann.

Michiza hatte sich weit hinausgelehnt. Da kam aus dem kleinen Fenster links unten ein Lodenkopf, ein Antlitz wandte sich nach oben, und der kleine Kunz fragte mit verhaltener Stimme: „Muhme — wer singt denn so schön?“

Wiederum setzte das Saitenspiel ein, und wieder begann der Sänger im Grubert:

Ich kann es nie vergessen,
wo meine Wiege stand,
seit ich mit Leid muß essen
das Brot im fremden Land.

Sie haben mich vertrieben
an jenem bösen Tag —
ich muß sie dennoch lieben,
solang ich leben mag.

Die alten Glocken klingen
von fern, ich hör' es kaum,
und Heimatlieder singen
mich leis in Schlaf und Traum.

Ich war im Zorn geschieden
und ritt landauf, landab
und finde keinen Frieden,
bis ich dich wieder hab' —

Bis ich dich wieder schaue,
wo meine Wiege stand,
du immergrüne Aue,
du liebes Frankenland!

Der Knabe Kunz bekam keine Antwort auf seine Frage.

Noch einmal sang der Fremde aus der Tiefe des Waldes. Dann ward es ganz stille unter den Bäumen. Michiza schloß den Laden, löschte das Licht aus und warf sich auf ihr Bett. Und lachend und weinend wiederholte sie in die Kissen hinein die letzte Mahnung des Fremden:

Halt fest im Herzen verschlossen,
was dir mein Bote gesagt,
und warte unverbroffen,
bis daß der Morgen tagt!

In der Frühe forschte sie wohl eifrig nach dem fremden Manne. Der aber war auf seinem Klepper vor Tau und Tag aus den Toren geritten.

Funfundzwanzigstes Kapitel

In der Mühle zu Castell, in der niederen Wohnstube prasselte der Lichtspan, und die ruigen Balken der Decke glänzten im flackernden Widerschein des Herdfeuers. Die Weiber spannen und die Männer schnitzten.

Prufend hielt der Großvater einen fertigen Löffel in die Höhe, fuhr mit den knochigen Fingern über die glatte Fläche und sagte: „Das ist aber heuer 'n Winter, ihr Leut'! Ich bin jetzt schon so alt, so

ein' kann ich mir aber doch nit denken. Das Kind im Mutterleib muß bei der Kälte erfrieren."

"Der Schnee, der liegt jetzt schon vier Wochen," meinte die Müllerin.

"Ja, fünf sind's gestern schon gewesen," sagte der Müller. "In der Wochen nach Neujahr hat's angefangen zu schneien, und nachher ist die Kält' kommen, und derzeit hält das Wetter so an."

"Ich denk', es wird aber doch bald umschlagen, das Wetter," meinte der Großvater. "Es reißt mich wieder so in mei'm Bein, und das ist noch immer ein sicheres Zeichen gewesen. Aber wie heut nacht die Wölfs' heulen, ganz nah beim Dorf."

"D!" sagte die Magd. "Ich möcht nit naus vors Ort."

"Die jung Gräfin, die hat sich heut nachmittag auch fünf Knecht zur Kindstau' mit nach Rüdenshausen genommen," sagte der Müller.

"Die fürcht' sich nit," meinte der Großvater. "Solche Weibsbilder find' man selten."

"No, ich glaub's wahrlich, mit fünf Knecht, da trauet ich mich auch 'nüber nach Rüdenshausen," rief die Müllerin.

"Hörcht emal! Mir is grad, als wenn ich schreien hörret," sagte der Großvater und lauschte.

"Ich hab's auch g'hört, Herrle," bekräftigte ein Kind.

"No, was wird's denn wieder sein? Der Lenkert und seine Frau, die werden einander wieder

bei 'n Haaren haben. Nit anders wird's nit sein," sagte der Müller gleichmütig, griff nach dem Mostkrug und nahm einen Schluck.

Alle lachten. Aber der Großvater sagte nach einer Weile: "Da sollet man sich doch einmal umsehen."

"Könnt euch drauf verlassen, es hat einer um Hilf geschrien," rief jetzt auch der Knecht.

"Ja, ja," sagte die Müllerin, "der Herrle, der hat noch gute Ohren."

"Wenn die Bein noch so gut wären wie die Ohren!" meinte der Großvater und griff nach einem andern Stück Holz. Dann aber richtete er sich lauschend empor. "Diesmal habt ihr's doch auch gehört —?"

Alle hatten den Schrei vernommen, aber keines rührte sich vom Platze.

"Vor unserm Haus ist's ja nit," brummte der Müller.

"Weit kann's aber auch nit sein; es muß da zwischen den Herrengärten und der Gründleinsmühl sein," sagte der Großvater.

"So seht euch halt einmal um!" mahnte die Mutter.

"Meinetwegen," sagte der Müller und stand auf. "Geht zu, Buben!"

"Vater, nehmt fein die Latern mit!" sagte die Müllerin.

"Wir brauchen kein Licht, 's ist ja sternenhell draußen," kam die Antwort zurück.

„Es ist nit wahr, der Himmel hat sich fast ganz zug'schlagen,“ rief die Magd.

„So? No, da wird doch bald anders Wetter kommen,“ brummte der Müller. „Aber Licht brauchen wir keins.“

Die schweren, genagelten Schuhe tappten über das Pflaster der Haustenne, die Riegel kreischten, und hinter den Männern schlüpfte die kleine Magd aus der Türe. Nach einer Weile kehrte sie lachend zurück: „Die werden nit weit kommen, 's ist Glatteis draußen. Der Rasso ist vor der Haustür g'streckter längs hingefallen und dagelegen wie verreckt.“

„Du bist 'n recht dummes Ding,“ grollte die Mutter. „Wer wird denn da lachen?“

„I, der is gleich wieder auf den Beinen gewesen. Aber ich hab's ja gesagt, da kommen sie schon wieder 'reingestolpert.“

„Dumms Ding! Wenn das Unglück seinen Willen haben will, so kannst dein Finger im Brei abbrechen,“ sagte die Müllerin.

Die genagelten Schuhe polterten über die Steinplatten, und die Männer traten in die Stube.

„Man hört und sieht nit mehr,“ sagte der Müller gleichmütig, setzte sich an den Tisch und nahm einen Schluck aus dem Mostkrug. „Es wird nit gewesen sein.“

„Gehört hab' ich aber 'was,“ beharrte der Großvater.

„Meinetwegen! Ich will jetzt mein' Ruh',“ brummte der Müller.

Von der Gründleinsmühle kam eine Reiter-
schar im scharfen Trab gegen Castell herauf.

Knirschend schlugen die Eisen der Kofse in das Glatteis, und die qualmenden Fackeln warfen rote huschende Lichter auf die verschneiten Felder, die sich im fahlen Lichte spärlicher Sterne zur Rechten und Linken dehnten.

Schweigend ritten sie fürbaß, das Leder knarrte, das Stahlzeug klirrte und die Kofse schnaubten dem Stall entgegen.

Da brach der Schimmel des Spizenreiters mit einem Sage aus der Straße ins Feld; auf der andern Seite aber huschten etliche Schatten über die Schneefläche und verschwanden in der Dunkelheit.

„Was gibt's?“ rief eine helle Frauenstimme.

„Halt!“ schrie der Spizenreiter und kam zurück auf den Weg. Die Kofse standen und schnaubten angstvoll.

„Wölf!“ sagte der Spizenreiter und wies nach rechts in die Ferne.

„Weiter nichts? Vorwärts!“ befahl die Frau.

Im Trabe ging's weiter. Schon fuhr das rote Licht über den Zaun der Herrengärten.

Da parierte der Spizenreiter seinen Gaul und hielt die Fackel hoch.

„Was gibt's denn schon wieder?“ fragte die Frau und ritt langsam herzu.

„'s liegt einer mitten im Weg,“ kam die Antwort zurück.

Die Fackeln beleuchteten ein struppiges Antlitz und einen ärmlichen Mantel.

„Ich will herunter!“ befahl die Frau.

„Nehmt Euch in acht, Eure Gnaden, es ist Glatteis,“ mahnte der Spitzenreiter.

Einer von den Knechten stieg ab, warf die Zügel dem nächsten zu, glitt aus, raffte sich auf und kam mühselig neben Gräfin Richiza.

„Wir wollen den Gaul 'nausführen auf den Schnee, Eure Gnaden!“

Lastend und gleitend brachte er das Pferd auf den Ader und hob die Gräfin aus dem Sattel. —

Richiza beugte sich über den bewußtlosen Mann und hielt ihm ein Fläschchen unter die Nase. Nach einer Weile schlug er die Augen auf und sah mit blinzeln den Lidern in das Fackellicht.

„Was ist dir geschehen?“ fragte Richiza.

„Die Wölfe!“ murmelte der Fremdling und schloß die Augen.

„Kannst du aufstehen?“ fragte sie.

Gehorsam wollte sich der Mann erheben, doch kraftlos sank er zurück.

„Da sind wir grad noch zur rechten Zeit 'kommen,“ meinte einer von den Knechten.

„Er hat ein Loch im Kopf; der Schnee ist rot,“ rief ein anderer.

„Und aus dem Arm rinnt auch das Blut,“ sagte Richiza. Sie stand auf: „Eckart!“

„Eure Gnaden?“

„Reite hinein ins Dorf und rufe mir den Müller und seine Knechte. Dann aber reitest du ins Schloß und läßt die Gräfin wecken. Sie wird dir geben, was ich brauche. Das bringst du in die Mühle.“

„Aber diesmal habt ihr's doch g'hört?“ fragte der Großvater.

Dumpf klang es durch die doppelten Holzläden: „Macht auf!“

Brummend ging der Müller, schob den inneren Laden zurück und stieß den äußeren auf: „Was gibt's denn? Ei — du bist's, Eckart?“

Der Fackelreiter hatte sein Pferd nahe herangebracht: „Müller, da draußen bei den Herrengärten, da liegt einer, den haben die Wölfe schön zusammengericht!“

„Hab' ich's nit gesagt?“ murmelte der Großvater am Herd.

„Vier Mann sollen 'raus mit einer Tragbahre.“

„Bei dem Glatteis?“ murrte der Müller.

„Vier Mann. Mir ist's gleich, wie ihr's macht,“ rief der Reiter. „Ich sag' halt, was mir befohlen ist.“

„Ja, wer hat's denn befohlen?“ fragte der Müller.

„Die Gräfin Richiza.“

„Wir sind nur zu dritt,“ sagte der Müller störrisch.

„So hol halt den Schäfer — aber g'schwind!“ riet der Fackelreiter und wandte sein Pferd.

„'s ist recht,“ brummte der Müller und schloß umständlich die Fensterladen.

„Heb die Kammertür aus!“ riet die Müllerin.

„Muß sie denn jetzt grad an uns denken, die Gräfin?“ brummte der Müller und ging mit Sohn und Knecht verdrossen aus der Stube.

„Sie ist arg barmherzig,“ meinte der Großvater.

„Die hat auch Zeit zur Barmherzigkeit,“ brummte die Müllerin und ging den andern nach.

Nach einer Weile kam sie mit der Magd zurück. Die Magd warf eine Schütte Stroh neben den Herd, und die Müllerin breitete ein altes Bärenfell darüber. „Da haben wir jetzt die Bescherung,“ brummte sie. „Den werden wir schon behalten müssen.“

„Ei, sie kann ihn ja doch nit draußen liegen lassen unter den Wölfen,“ suchte der Greis die Tochter zu beschwichtigen.

Reuchend trugen die Männer ihre Last in die warme Stube, und hinter ihnen trat Gräfin Richiza über die Schwelle.

„Das ist schön von dir, Margret,“ sagte sie zur Müllerin. „Legt ihn vorsichtig nieder, ihr Männer!“ Sie warf ihren Pelzmantel auf die Bank und kniete neben den Bewußtlosen.

„O du lieber Gott! O du lieber Gott!“ jam-

merte die Müllerin und rang die Hände. „Der arme Kerl kann noch von Glück sagen.“

Richiza zog ein Messer aus der Tasche, zerschnitt den zerfetzten Armel des Wamses und beschaute die Wunde. „Habt ihr denn nicht schreien hören?“ fragte sie nebenher.

„Wir haben kein Schnauser gehört,“ antwortete der Müller mit biederer Bestimmtheit.

„Der hat aber doch ganz gewiß um Hilfe geschrien?“ meinte Richiza.

„Ja, wenn wir was gehört hätten, die Männer wären gleich beim Zeug gewesen,“ bekräftigte die Müllerin treuherzig. „So ein Unglück. Da greint einem ja das Herz, Eure Gnaden. So ein Unglück; da muß doch jeder tun, was er kann.“

„Hoffentlich!“ sagte Richiza. „Und nun bring mir warmes Wasser, Margret!“

Gewaschen und verbunden lag der Fremde unter der warmen Decke, und Richiza wandte sich zum Gehen. „Besorgt ihn gut! Es wird euch kein Schaden sein. Morgen will ich ihn wieder besuchen.“

Sie ritt im Fackellichte zu Berge. In der niederen Stube aber unterhielten sich noch eine Zeitlang die Leute: „Ich hab's doch gleich gesagt, jetzt haben wir ihn da!“ murrte die Müllerin.

„Ich denk', es wird euch kein Schaden sein,“ lachte der Schäfer.

„Sie ist halt gar arg barmherzig,“ murmelte der Großvater am Herd.

„Die hat auch Zeit zur Barmherzigkeit,“ sagte das Weib. „Aber das Verbinden versteht sie, das muß man ihr lassen, gelt, Schäfer? Heut hast zusehen dürfen!“

„Ja, ja,“ brummte dieser.

„Und ein schönes Weibsbild ist sie,“ bemerkte der Müller. „Sie ist wie Milch und Blut. Und so ein Schulterwerk!“

„’s ist ewig schad, daß die nit heirat,“ meinte der Großvater. „So eine sollet halt doch heiraten. Da wird keiner ausg’schmiert mit so einer.“

„Sie mag nit,“ meinte die Müllerin. „Sie hätt’ schon öfters heiraten können, aber sie mag nit.“

„Und ist doch so reich,“ warf der Müller hin. „Das ist närrisch.“

„Ledig leben — edel leben,“ sagte der Sohn.

„Ei, was verstehst denn du vom Heiraten, du Lausbub?“ rief die Müllerin.

„Die wird wohl reich sein,“ sagte der Schäfer geheimnisvoll; „die hat Gold und Silber, drei Truhen voll.“

„Du wirst’s gewiß gezählt haben?“ spottete der Müller.

„Unserer weiß, was er weiß,“ gab der Schäfer zurück.

„So wird sie auch wissen, warum sie nit heirat,“ sagte der Müller. — —

In der finsternen Stube schlief der fremde, wunde Mann auf seinem Stroh. Draußen in der Kammer aber raunte die Müllerin: „Wenn ich’s recht betracht, wird’s uns schon kein Schaden sein. Ich denk’, die wird jetzt alle Tag kommen und wird sich umsehn, und bei der Gelegenheit kannst’s ihr ja einmal sagen, daß wir den Zins nit zahlen können bis Petri. Die wird’s schon vorbringen beim Grafen. Die ist gar arg barmherzig.“

Es war Winterzeit, und die Leute im Dorfe hatten wenig zu tun. Und weil sie wenig zu tun hatten, vertrieben sie sich die Langeweile auf ihre Art. Die Hände waren müßig, und um so geschäftiger gingen die Lippen. Das Dreschen war vorüber, und um so geschäftiger drotschen die Zungen. Wenn es Winter ist, dann kommen die Mäuse von den Gärten herein in die Häuser. Wenn es Winter ist, dann beginnt in den dumpfigen Häusern des Dorfes das Nagen und Beißen. Und jeder Brocken ist willkommen, jeder Brocken, an dem etwas zum Beißen und Nagen ist.

So ward auch die Stube des Müllers nicht leer am nächsten Morgen. Alle wollten den Fremdling sehen, den die Wölfe geworfen und die Gräfin verbunden hatte, und man wußte nicht recht, was den Leuten wichtiger war, die barmherzige Gräfin oder die unbarmherzigen Wölfe.

Gegen Mittag kam auch der Schmied in die

Stube, trat an das Lager, steckte die Hände in den Gürtel und sah schweigend auf den unruhig schlummernden Mann.

Nur der Großvater und die Müllerin waren zu Hause. Erwartungsvoll sahen die beiden auf das rußige Gesicht des starken Mannes. Denn der Schmied war ein gescheiter Kopf und wußte in besonderen Fällen immer Besonderes zu sagen. Aber an jenem ersten Tage äußerte er sich gar nicht über die Angelegenheit. Er stand lange Zeit vor dem Schlummernden und betrachtete aufmerksam das fiebergerötete Gesicht. Dann ging er ohne Gruß aus der Türe.

Am nächsten Tage kam er wieder. Als er die Stube betrat, kniete die Gräfin neben dem Kranken. Da zog der Schmied seine Kappe und blieb an der Türe stehen.

Gräfin Michiza erhob sich und wusch ihre Hände.

Zum zweiten Male trat der Schmied an das Lager und sah forschend in das struppige Antlitz.

„Den kenn' ich!“ sagte er auf einmal mit Bestimmtheit.

„Du kennst ihn?“ fragte die Gräfin und trocknete die Hände an dem Tuche, das ihr die Müllerin darbot.

„Ja!“ sagte der Schmied und wandte sich zur Türe, murmelte seinen Gruß und ging hinaus.

Nach einer Weile kam die Gräfin aus der Mühle. Ein feiner Regen fiel, und über dem

Schloßberg hingen tief herab die Wolken. Gräfin Michiza hatte das braune Gewand geschürzt und die Kapuze des Mantels über das Haupt gezogen und schritt tapfer durch den Kot der Dorfstraße zum Schlosse empor.

In einiger Entfernung von ihr ging der Schmied. Er ging langsam und schielte von Zeit zu Zeit zurück.

Mit langen Schritten kam ihm Michiza nach. „Du kennst ihn, Schmied?“

Er blieb stehen und zog die Lederkappe. „Den kenn' ich, Euer Gnaden, den Rothhaarigen, den,“ sagte er und zwinkerte mit den Augen.

„Nun —?“

Er ging mit der Kappe in der Hand neben der Gräfin zu Berge. „Es sind jetzt vierzehn Jahr', daß ich den das letztmal gesehen hab',“ sagte er.

„Nun —?“ fragte die helle Stimme.

„Der ist hinter dem Tannhauser geritten, und ich hab' mir das Gesicht gut gemerkt, Euer Gnaden.“

„Hinter dem Tannhauser?“ Die schwarze Kapuze fuhr herum, die großen Augen blickten scharf auf das rußige Gesicht.

„Hinter dem Tannhauser vor vierzehn Jahren,“ wiederholte der Schmied; „'s ist wohl schon lang her, aber ich hab' mir das Gesicht gemerkt. Und wen ich einmal gesehen hab', den kenn' ich,“ fügte er selbstgefällig bei.

Sie standen vor der Schmiede, dem Wildbad

gegenüber, und der rußige Mann trat zur Seite, murmelte seinen Gruß und ging unter das Bordach.

„Hinter dem Lannhauser!“ murmelte Gräfin Richiza und ging zu Berge. — — —

Am Morgen des sechsten Tages sattelte Knecht Eckart das beste Roß und ritt über blinkenden Neuschnee nach der Bogelsburg, und des Abends trugen weiße Zelter die Sänfte des Grafen Rupert vor die Mühle zu Castell.

Mit stummem Gruße trat ihm Richiza unter der Haustüre entgegen und küßte ihn auf beide Wangen. Dann gingen sie hinein in die Stube.

Am Lager des Fremdlings saß auf niederem Schemel die Gräfin-Mutter.

Graf Rupert beugte schwerfällig das Knie, und die Gräfin küßte ihn wortlos auf die Stirne.

Sein Jäger schob ihm den Schemel zurecht und ging zurück an die Türe.

Eine dicke Kerze brannte auf dem Tische, und auf dem Herde flackerte das Feuer. Der wunde Mann lag regungslos auf dem Rücken und schielte ängstlich von einem zum andern.

Richiza kniete neben ihm auf den Dielen und fragte: „Verstehst du mich?“

„Ja,“ kam die Antwort zurück.

„Dann sag uns alles noch einmal, was du mir gestern erzählt hast! Bist du vorzeiten hinter dem Lannhauser geritten?“

„Ja.“

„Bist du mit ihm in Castell gewesen?“

„Ja.“

„Und mit ihm und den andern gegen die Bischöflichen geritten?“

Aufmerksam hatte Graf Rupert das bleiche, struppige Antlitz des Mannes betrachtet. Nun gab er selbst die Antwort: „Er ist bei uns gewesen; ich kenne ihn.“

„Jawohl, Herr Graf,“ murmelte der Mann und wandte die Augen nicht mehr von ihm.

„So erzähl uns, was du mir erzählt hast vom Grafen Friedrich!“ befahl Richiza.

Das Flämmchen der Kerze stand regungslos über dem weißen Schafte, und das Herdfeuer sank lautlos in die glühende Asche. Murmelnd, in abgerissenen Sätzen klang die Rede des wunden Mannes, klangen zwischendarein die fragenden Stimmen Richizas und des Grafen. Mit gefalteten Händen saß die greise Gräfin-Mutter, und ein glückliches Lächeln spielte auf ihrem gütigen Antlitz. Endlich aber wandte sich Graf Rupert zu seinem Jäger und befahl: „Der Schultheiß soll die Schöffen entbieten!“

Der kleine Büttel trat aus dem Hofe des Schultheißen und ging mit hastigen Schritten von Haus zu Haus. Da kamen die zwölf Schöffen mit ihren Seitenwehren in die Mühle, und es ging enge her in der niederen Stube.

Man legte dem wunden Mann ein Kreuz auf die Decke und ließ ihn schwören beim dreieinigen Gott und allen Heiligen. Dann fragte Graf Rupert im Angesichte der schweigenden Männer: „Weißt du, warum Graf Friedrich am Chriakustage vor vierzehn Jahren die Schlacht verschlafen hat?“

„Weil ihm der Tannhauser einen Schlafrunk gemischt hat,“ kam die Antwort zurück.

„Und woher weißt du's?“

„Weil ich dabei war.“

„Und warum hat ihm der Tannhauser den Schlafrunk gemischt?“

„Der Knabe soll übrigbleiben, er jammert mich! hat er gesagt.“

„Und woher weißt du, daß es ein Schlafrunk war?“

„Weil der Tannhauser gelacht hat: ‚Jetzt muß er zwanzig Stunden schlafen, ob er will oder nicht.‘“

„Es ist gut!“ sagte der Graf und winkte ab.

„Ihr habt's gehört, ihr Männer?“

„Wir haben's gehört,“ kam das Gemurmel der zwölf zurück.

„Dann gehet und sagt's allen, die's hören wollen auf den Straßen und in den Häusern!“ befahl der Graf.

In der Nacht noch betrat die greise Gräfin-Mutter das Gemach des verschollenen Sohnes, stellte den Wachstock auf die Truhe, kniete am

Lager nieder und nezte mit ihren Tränen die Linen, die bereitet waren zu seiner Rückkehr.

Nichiza kam in die offene Türe.

Die Gräfin stand auf, trat mit gefalteten Händen vor sie hin und murmelte: „O Kind, o Kind!“

„Wir hätten's nicht nötig gehabt, Frau Patin,“ sagte Nichiza und streichelte die welken Wangen.

„Doch, Kind, doch!“ rief die Gräfin-Mutter eifrig. „Er hatte die Ehre vor allen Leuten verloren — er mußte sie wiedergewinnen vor allem Volk.“

„Wir aber hätten's auch ohne Zeugnis geglaubt, Frau Ruhme!“ wiederholte Nichiza mit Nachdruck.

Schweigend standen sie voreinander in der schwachbeleuchteten kalten Kammer.

„Ob er noch lebt, Nichiza?“ murmelte die Greisin.

Tiefauf atmete die Jungfrau: „Das glaub' ich fest, Frau Patin!“

„Ich nicht, mein liebes Kind. Ich kann — nicht mehr.“ Schluchzend sank sie am Bette nieder und verbarg das Antlitz in den Kissen.

Nichiza preßte die Hand auf ihre Brust und sagte kein Wort mehr.

Sechszwanzigstes Kapitel

Ein wolkenloser Himmel wölbte sich über dem fremden Lande im fernen Osten, schräg fielen die

Strahlen der Sonne auf das breite Bett des mächtigen Stroms, und es war, als ob flüssiges Gold einherrollte aus dem weitgeöffneten, glührotleuchtenden Tore des Abends.

Träge flatterten die bunten Wimpel an den Masten der Luftschiffe, die fest vertäut lagen am flachen, sandigen Ufer. Wirbelnd schossen die Wellen unter die Räder der verankerten Schiffmühlen; aber die Räder standen stille, und die Wellen rannen kraftlos unter ihren Schaufeln hinweg, zerrten kosend an dem dunkelgrünen Wassermoose und strömten murmelnd zu Tale.

In allen Farben leuchtete die Herzogsburg hoch über dem Strome, und von ihren Zinnen wehten die festlichen Fahnen und grüßten hinaus über die Stadt und den Strom. Rosig überhaucht waren ihre weißen Mauern, weithin funkelten die vergoldeten Anäuse ihrer marmornen Fensteräulen. Weingärten grüntem an ihrem steilen Hange, herunter bis an die Mauern der Stadt. Zahllose Kirchtürme ragten über die Giebel der Häuser empor, und ihre Goldkreuze gleißten und blitzten in der Abendsonne.

Träge flatterten die Wimpel und Fahnen des Turnierplatzes drunten am Ufer des Stromes, und viel tausend Menschen umstanden gaffend die Schranken. Der weiße Sand war zerstampft von den Hufen der Rosse und glänzte metallisch, und der Windhauch des Abends spielte mit den Schleiern

der Damen, die auf den Holztribünen saßen und über die Kampfstätte blickten.

Reitergeschwader stürmten mit dumpfem Geschrei gegeneinander. Speere krachten, Rüssel dröhnten, Rosse stiegen, und das Volk umsäumte als dunkler Ring in starrer Ruhe die Schranken.

Trommeln und Pauken, Pfeifen und Trompeten, Hörner und Posaunen übertönten das Getöse des Kampfes.

Die feindlichen Scharen wogten durcheinander, entwirrten sich und flossen auseinander, trabten an die äußersten Enden des Kampfplatzes und sammelten sich.

Viel tausend weiße Tücher wehten aus der Masse des gaffenden Volkes, vieltausendstimmiges Geschrei toste über die sonnige Fläche.

Bermundete Rosse wälzten sich im goldflimmernden Sande, ledige Rosse jagten die Schranken entlang, Gewappnete taumelten hierhin und dorthin, Knechte rannten über den Plan und halfen den Gestürzten.

Sieben Kampfrichter kamen auf milchweißen Rossen in die Mitte des Feldes und rückten im Kreise zusammen.

Vielhundertstimmiges Gefumme erhob sich auf den Tribünen.

Auf wüchtigem Streitroß kam ein Gewappneter quer über den Plan vor die Holztribünen geritten.

Sein Roß lahnte und trug mit leisem Schnauben die Last des Herrn. Zur Rechten und Linken schritten Knaben in rotweißen Gewändern und hielten die Zügel. Noch saß der Schädel des Mannes im vergoldeten Kübel. Der Pfauenfuß der Helmzier war böß zersezt. Aber der kleine, rotweiß geviertete Dreiecksschild hing friedlich auf seinem Rücken. In Fegen flatterte der weißseidene Mantel des Reiters, und auch die weiße Seidendecke des Pferdes schleifte zur Hälfte als Schleppe im Sande.

Die Schranken waren gefallen, und das Volk strömte herein ins Feld. In bunten Farben schimmerten die Kleider der Damen da droben auf den Tribünen, und aller Augen waren auf den einen gerichtet, der langsam heranritt.

Nun hielt der Sieger an den Stufen der Herzogstribüne, nahm den Helm ab und zeigte sein Antlig.

Es ging ein Flüstern durch die Reihen der Damen und Herren, und manch ein rotes Mündlein nannte bewundernd seinen Namen, manch eines raunte voll Mitleid: „Er blutet!“

Barhäuptig saß der schlanke Reiter im Sattel, wirr und schweißverklebt hingen seine langen, blonden Locken auf Schild und Kettenhemd hernieder, und über die hohe, weiße Stirn tropfte das Blut und rann in eine tiefe, alte Narbe, die sich quer über die linke Wange hinzog.

Mit einem Sprunge war er aus dem Sattel,

raffte das zersezte Gewand und stieg schwerfällig unter der Last seiner Rüstung über den Teppich der breiten Treppe hinan zum Herzogszelte.

Müde schob drunten die Ramsnase des Streitrosses über den Sand.

Bis an die Holztribüne wogte die Masse des Volkes. Zahllose Glocken sangen herüber von den Türmen der Stadt.

Nun stand der Sieger oben vor dem Herzogszelte und beugte das Knie. Da erhob sich neben der Herzogin eine zarte Gestalt von den Rissen, weiße Kinderhände nahmen einen funkelnden Becher aus den Händen des Kämmerers, und zwei große blaue Augen blickten zaghaft zum Herzog hinüber.

Der saß behaglich zurückgelehnt auf seinem goldenen Stuhle, winkte mit der Rechten und rief: „Nur zu, kleine Gräfin!“

Sie raffte das blaue Gewand und trat gesenkten Hauptes, mit kurzen Schritten vor den Knienden. Die roten Rosen ihres Kränzleins glühten auf dem blonden Scheitel, in goldenen Wellen floß das Haar über ihre Schultern hinab.

Mit halbgeschlossenen Augen trat sie nahe heran, und zitternd bot ihm die kleine Rechte den goldenen Becher.

Lächelnd hob der Herzog die Hand, und jauchzend und schmetternd, dröhnend und pfeifend brach die Musik in die goldfunkelnde Stille des Abends.